



Manfred Bierwisch

Die Fata Morgana der gemeinsamen Sprache

Einheitssprache – Ideal und Alptraum

Eine Sprache, wäre es nicht ideal, *eine* Sprache zu haben, die alle verstehen, in der alles ausdrückbar wäre, in der man sich also mühelos und ohne Missverständnisse mit jedem über alles verständigen könnte? Dieser Wunsch ist in mehrfacher Weise unerfüllt. Ist er überhaupt erfüllbar? Wenigstens zum Teil? Zum Beispiel Verständigung mit jedem, aber nicht unbedingt über alles? Oder umgekehrt: Verständigung mit allen, aber nicht unbedingt über jedes Thema? Weitere Abschwächungen sind uns schwer auszumalen. Die Entfernung von der möglichen Idealsprache hat offensichtlich sehr verschiedene Dimensionen.

Lassen wir also zunächst den Wunsch nach der Vollständigkeit der Themenbereiche auf sich beruhen und schauen nach der Möglichkeit, jedermann zumindest im Wesentlichen zu verstehen. Die beiden Grundvorgänge, die hier zu bedenken sind – Entstehung und Zerfall der allgemeinen Verständigung –, sind in der Bibel exemplarisch behandelt: »Es hatte aber alle Welt einerlei Sprache und einerlei Worte«, heißt es lapidar nach der Darstellung der Sintflut am Beginn der Geschichte über die ungnädig aufgenommene Errichtung von Babylon. »Da fuhr der Herr hernieder, um die Stadt zu besehen und den Turm, den die Menschenkinder gebaut hatten. Und der Herr sprach: Siehe, sie sind ein Volk und haben alle eine Sprache. Und dies ist erst der Anfang ihres Tuns; nunmehr wird ihnen nichts unmöglich sein, was immer sie sich vornehmen. Wohlan, lasst uns hinabfahren und dasselbst ihre Sprache verwirren, dass keiner mehr des anderen Sprache verstehe. Also zerstreute sie der Herr von dort über die ganze Erde, und sie ließen ab, die Stadt zu bauen.« (1. Buch Mose 11, 5–8)

Wie die Verwirrung der Sprache bewirkt wird, die wohl als Zerfall in viele Einzelsprachen gemeint ist, darf man hier nicht fragen. Klar ist aber, dass es ein herrschsüchtiger Gott ist, der offenbar zu Recht von der Macht



Die Vielheit der Sprachen ist nicht eine böse Verwirrung und ein störendes Hindernis, sondern ein Beleg für den Variations-spielraum der menschlichen Sprachfähigkeit.

der Kommunikation überzeugt ist und sie erfolgreich unterbindet. Und die Vielheit der Sprachen ist kein Geschenk, sondern eine Bestrafung, genauer: ein Herrschaftsinstrument, das mit der Zerstreung, also ihrer regionalen Verteilung verbunden ist.

Dagegen hat das berühmte Verständigungswunder des Pfingstfestes etwas Irrlichterndes, Unverlässliches. Es hebt an mit einem Brausen vom Himmel, und die Apostel »fangen an in anderen Zungen zu reden, wie der Geist ihnen auszusprechen gab. In Jerusalem aber wohnten Juden, gottesfürchtige Männer, aus jedem Volk unter dem Himmel. Als aber dieses Getöse sich erhob, lief die Menge zusammen, und sie wurde verwirrt; denn jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden«. (Apostelgeschichte 2, 4–6) Was hier imaginiert wird, ist nicht der Zustand, in dem alle Welt eine Sprache hat. Die verschiedenen Idiome der multikulturellen Gesellschaft aus Parthern und Medern und Elamitern und Ägyptern und einem Dutzend anderer Völkerschaften verschwinden keineswegs. Es ist nur ein enthusiastischer Moment, in dem das »Zungenreden« die Barrieren lediglich überspielt – eine fromme Täuschung, der man immer wieder begegnen kann.

Ob von einem herrschsüchtigen Gott oder der kulturellen Evolution verursacht, die Vielfalt und Konkurrenz der Sprachen erscheint fast immer als Hindernis, bestenfalls als überflüssig. Entsprechend vielfältig sind die Wege, auf denen die Hindernisse überwunden oder wenigstens überbrückt werden sollen. Imperiale Verkehrssprachen wie das Latein, gut gemeinte Hilfssprachen wie Esperanto waren unterschiedlich erfolgreich oder erfolglos.

Eine fast vergessene Vision von der Überwindung der Sprachunterschiede hat Josef Stalin entworfen, und zwar gleich in zwei Versionen. In der antagonistischen Klassengesellschaft »geht bei der Kreuzung gewöhnlich die eine der Sprachen als Sieger hervor, bewahrt ihren grammatikalischen Bau, bewahrt ihren grundlegenden Wortschatz und entwickelt sich nach den ihr innewohnenden Entwicklungsgesetzen weiter, während die andere Spra-

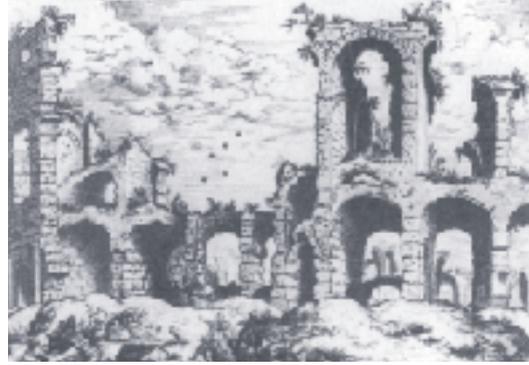
che allmählich ihre Eigenschaften einbüßt und allmählich abstirbt«. * Ganz anders in der heilen Welt des Sozialismus. »Hier werden wir es nicht mit zwei Sprachen zu tun haben, von denen die eine eine Niederlage erleidet, die andere aber als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht, sondern mit Hunderten von Nationalsprachen, aus denen sich im Ergebnis einer langen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Zusammenarbeit der Nationen zunächst die am meisten bereicherten einheitlichen zonalen Sprachen herausheben und dann die zonalen Sprachen zu einer gemeinsamen internationalen Sprache verschmelzen werden, die natürlich weder die deutsche noch die russische, noch die englische, sondern eine neue Sprache sein wird, die die besten Elemente der nationalen und zonalen Sprachen in sich aufgenommen hat.«

Die einheitliche Weltsprache ist, wenn auch auf sehr andere Art, in der Ära der Globalisierung und des Sprachensterbens nicht mehr so weit von der Realität entfernt.

Absurd ist aber der Alptraum von der ständigen Optimierung, denn die internationale Verkehrssprache wird gewiss kein ideales Idiom sein. Sie wird einfach aus lauter Varianten des Englischen bestehen. Und einfach falsch ist die schon damals verlogene Idee von der höheren Synthese. Die meisten der heute noch 6 000 bis 7 000 Sprachen der Erde (je nachdem, wie man zählt) werden nicht verschmelzen, sondern aussterben, weil sie keine Sprecher mehr haben werden, nicht viel anders als die Tier- und Pflanzenarten, denen der Lebensraum fehlt. Und das wird für die kulturelle Sphäre ebenso eine Verarmung sein wie das Artensterben für die Biosphäre. Denn die Vielheit der Sprachen ist nicht eine böse Verwirrung und ein störendes Hindernis, sondern ein Beleg für den Variations-spielraum der menschlichen Sprachfähigkeit. Und das gilt auch dann, wenn man nicht mit Wilhelm von Humboldt überzeugt ist, dass mit jeder Sprache durch ihren spezifischen Sprachbau eine eigene, besondere Welt-sicht verbunden ist, sondern den Geist des Menschen für universell und unabhängig von der Sprachenvielfalt hält.

Und die Verständigung über nun einmal bestehende Sprachgrenzen hinweg? Die Evolution, der wir die Sprachfähigkeit verdanken, hat uns von Beginn an auch

* Stalin, J. W.: Der Marxismus und die Fragen der Sprachwissenschaft, Berlin 1951



die Fähigkeit zur Mehrsprachigkeit beschert. Wenn diese Fähigkeit nicht ungenutzt verschüttet wird, ist Sprachenvielfalt kein Hindernis, sondern eine Chance für Variationen – ein besonderer gattungsspezifischer Luxus, der allerdings meist ganz unluxuriös genutzt wird.

Sprachen, Dialekte, Jargons

Die Sprachfähigkeit, die den Menschen auszeichnet, hat eine einheitliche Grundorganisation, die für zwei entscheidende Dinge sorgt: für Wörter und für deren Kombination. Wörter sind Grundzeichen, die Begriffe mit Signalen verknüpfen; sie können systematisch kombiniert werden, so dass Satzteile und Sätze entstehen. Jede Sprache ist ein Repertoire von Wörtern und zugehörigen Kombinationsregeln, das den generellen Rahmen auf unterschiedliche, freilich nicht beliebige Weise ausfüllt. Warum also gibt es diese erstaunlichen Variationen? Warum haben die jahrtausendelangen Prozesse die Unterschiede nicht längst abgeschliffen – nicht gerade mit dem Ergebnis von Stalins Einheitssprache, aber doch in Richtung einer gewissen Vereinheitlichung? Was steckt hinter dem Luxus der Variation (den das Sprachensterben nicht wirklich beenden wird)? Zwei Faktoren sind für diese Frage nach den Grenzen und Möglichkeiten einer einheitlichen Sprache für alle und alles wesentlich: zum einen die identitätsstiftende Funktion der Sprache, die die Gruppenzugehörigkeit des Sprechers anzeigt und stabilisiert, und zum anderen die Verschiedenheit, ja Disparität der Gedankenwelten und Themen, um die es geht.

Die beiden Faktoren verteilen sich sehr unterschiedlich auf zwei Dimensionen, die man grob die horizontale oder regionale und die vertikale oder soziologische Differenzierung nennen kann. Zur regionalen Differenzierung gehört zunächst alles im vorigen Abschnitt Besprochene – die vom ›Herrn‹ gestiftete Verwirrung, der von Stalin imaginierte Kampf der Nationalsprachen und das Ende im großen Sprachensterben. Zur regionalen Differenzierung gehören aber auch Dialekte und Verkehrssprachen, durch die nationale Idiome untergliedert werden können. Die Unterscheidung von Sprache und Dialekt hängt dabei oft von historischen Zufällen ab, etwa wenn Niederländisch als eigene Sprache, Niederdeutsch aber als deutscher Dialekt gilt, obwohl ein Bayer sie beide nicht versteht. Die Dialekte allerdings sind zugleich eine Dimension in dem breiten Fächer der soziologischen

Varianten. Denn Dialekte und verschiedene Grade der Hochsprachlichkeit liegen nicht regional nebeneinander, sondern sind an Verkehrsformen von Gruppen im gleichen Biotop gebunden. In diesen Verkehrsformen wiederum wirken allerlei Bedingungen mit, die an weitere sprachliche, nicht dialektale Faktoren gebunden sind. Das ergibt dann die Jargons von Jugendlichen, von Berufsgruppen, von Fan-Gemeinden und anderen Subkulturen. In diesen beiden Dimensionen, die, wie man sieht, nicht säuberlich getrennt, sondern im Gegenteil komplex verzahnt sind, wirken sich nun sehr unterschiedlich die Motive der Gruppenidentität und der Themenbindung aus, die auch ihrerseits nicht streng getrennt sind, wie Berufsgruppen oder Fan-Gemeinden leicht erkennen lassen.

Für die Gruppenzugehörigkeit ist die Sprache – neben Kleidung, Ritualen und anderen Kennzeichen – nur einer von mehreren Indikatoren, aber ein besonders wichtiger und fundamentaler. Sanktionen für falsche, Belohnung für richtige Wortwahl und Ausdrucksweise reichen von den Bedingungen in Orwells *New Speak*, den Anforderungen der *Political Correctness* und der ›Leitkultur‹ bis zu den Motiven der jeweils letzten Teenager-Mode. Sie betreffen nicht nur Termini oder Kraftausdrücke, sondern auch Phonetik und Grammatik. Abgrenzung nach außen ist dabei ebenso wichtig wie Affirmation nach innen. Art und Gewicht der Unterscheidung variieren mit Charakter und Größe der jeweiligen Gemeinschaft: Nationalsprachen bündeln andere Faktoren als die Redeweise von Berufsgruppen oder der Jargon von Halbstarke. Gemeinsam ist ihnen aber bei aller Variation, dass die Wirkung gerade dadurch entsteht, dass es auch anders sein könnte, dass die sprachlichen Mittel mehr oder weniger stillschweigende Vereinbarungen sind, die je für sich geändert werden könnten und eben darum zur Identifikation und Abgrenzung taugen.

Das ist sehr anders bei dem zweiten Faktor, den Besonderheiten der Themenbereiche. Im trivialen Fall sind das die über das Alltagsinteresse hinausgehenden Spezifika des Angelsports oder der Fußballoberliga, aber der Spielraum reicht von der Terminologie der Pharmazie bis zum Soziologenjargon. Natürlich ist auch hier nicht selten Bequemlichkeit oder absichtliches Ausgrenzungsverhalten im Spiel. Die abgehobene und nur zu leicht karikierbare Sprache postmoderner Kulturtheorie ist in diesem Sinn vermeidbar und eher dem Geltungsdrang



Es ist leicht zu sehen, dass die Wissenschaft im Ganzen und die einzelnen Wissenschaften insbesondere nicht nur, aber auch einen besonderen Fall von Subsprachen darstellen.

der jeweiligen Schulen und Gruppen als dem Sachzwang geschuldet. Aber dass die Spezialisierung der Berufsbereiche, die komplexen Erfordernisse etwa des Rechtswesens oder der Informationstechnik vor allem im Vokabular, aber auch in der Kombinatorik, in Mustern der Wort- und Satzbildung ihre sachbedingten Spuren ausbilden, ist offensichtlich. So entstehen Sub-Sprachen, die sich in die Gemeinsprachen einnisten oder von ihnen abtrennen. Das geschieht durch Ausdifferenzierungen, Terminologiebildung und Reglementierungen verschiedener Art, die die jeweiligen Sprechergruppen ausprägen und sich zu Eigen machen. Ausgrenzung und Gruppenidentität ist dabei eine oft ungewollte, häufig sogar bedauerte Begleiterscheinung inhaltlicher Gegebenheiten, die ausgedrückt werden sollen, und nicht ein gewolltes Moment, wie in der sprachlichen Selbstdarstellung einer Clique. Auch das Erscheinungsbild ist anders als bei Dialekten oder Jargons. Man wird das Juristendeutsch oder den Informatikjargon nicht für einen Dialekt halten. Aber es gibt da eindeutig lexikalische und grammatische Eigenheiten, nicht anders als im fränkischen Dialekt oder beim Idiom der Jazzer. Überdies sind die Grenzen zwischen sachlicher Schwierigkeit und terminologischer Ungeschicklichkeit oft weder dem Insider noch dem Außenstehenden deutlich.

Es ist bei dieser Perspektive leicht zu sehen, dass die Wissenschaft im Ganzen und die einzelnen Wissenschaften insbesondere zwar nicht nur, aber doch auch einen besonderen Fall von Subsprachen darstellen. Ihre Besonderheit lässt sich auf zwei Punkte bringen – wenn man von den Schrullen, der Arroganz und der Unfähigkeit absieht, die auch die Wissenschaft heimsuchen. Erstens sind die Besonderheiten, die die jeweilige Wissenschaftssprache von der Alltagssprache unterscheiden, von der Sache erzwungen, sie entspringen den konzeptuellen Notwendigkeiten des Fachs. Was Polymerisation ist, kann man erklären, verzichten kann man auf die Wortbildung nicht. Zweitens sind die Besonderheiten zwar unvermeidlich, aber die Barriere, die sie darstellen, ist nicht gewollt, ihr Effekt wird nach Kräften begrenzt oder aufgehoben. Das jedenfalls ist das Minimalziel einer rationa-

len Verständigung der Wissenschaft mit ihrer Umwelt. Als dritter Punkt mag vermerkt werden, dass es nicht *die* Sprache der Physik, der Medizin, der Soziologie gibt, sondern eine Sprache der Physik im Englischen, im Japanischen, im Französischen – also relativ zur jeweiligen Nationalsprache.

Wichtiger ist in diesem Zusammenhang ein letzter Punkt: Anders als für die jeweilige Verkehrssprache, die in immer wechselnden Situationen und Kontexten gebraucht wird und deshalb flexibel, auch unscharf ist und sein muss (was ist ›viel Geld‹, ›lange Zeit‹, ›große Geschwindigkeit‹, was ist ›Unkraut‹ oder ›ein wildes Tier‹?), ist für die Wissenschaftssprache solche Unschärfe nicht nur unerwünscht, sondern gefährlich und meist unzulässig. Immer wieder ist daher nicht nur lokal, durch Terminologien und Normierungen im Einzelnen, sondern global, im Gesamtaufbau der Grundzeichen und ihrer Kombination, nach einer klaren, präzisen Wissenschaftssprache gesucht worden. Dieses Bestreben ist mindestens bis zum systematischen Verfahren der Begriffskonstruktion in der *Ars Characteristica Universalis* von Leibniz zurückzuverfolgen. Und es ist kein Zufall, dass die Logik den Kern dieser Bemühungen bildet, die in der ›linguistische Wende‹ der Philosophie in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu einer rigorosen Reflexion über die Rolle sprachlicher Mittel im Erkenntnisprozess geführt haben.

Dabei ging es um die kritische Überprüfung der logischen Eigenschaften der natürlichen Sprachen, vor allem aber um die Konstruktion von Systemen für die gesicherte Darstellung wissenschaftlicher Theorien. Für dieses Vorhaben war, wie nicht nur Tarski in einer exemplarischen Abhandlung über den *Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen* (1935) meinte, die natürliche Sprache mit ihrer Unschärfe und Mehrdeutigkeit grundsätzlich unbrauchbar und musste so weit wie möglich durch formale Kalküle, wie sie aus der Mathematik geläufig waren, ersetzt werden. Mit David Hilberts Programm, die Logik als Meta-Mathematik aufzubauen, erschien es damit machbar, letztlich auch die Logik als Disziplin in die Mathematik einzugliedern. Ist damit der archimedische Punkt, der kristalline Kern für eine verlässliche,



wenn vielleicht auch nicht gerade bequeme und handliche Einheitssprache erreichbar, auf die man im Zweifelsfall zurückgreifen könnte?

Sprache als formales System, als Organ und als Lebensform

Für die Wissenschaftstheorie war das Programm enorm erfolgreich. Freges *Begriffsschrift* (1879), die *Principia Mathematica* (1910) von Whitehead und Russel, Carnaps *Logische Syntax der Sprache* (1934) und Wittgensteins *Tractatus Logico-Philosophicus* (1922) sind Meilensteine dieser Entwicklung. Die logische Form von Sätzen, auf die sich verlässliches Folgern stützen muss, ist aufgedeckt, unter der mitunter täuschenden Oberfläche der Alltagssprache herausgearbeitet und streng in Regeln gefasst worden. Wittgensteins suggestive Theorie vom Satz als logischem Bild der Struktur eines Sachverhalts bezieht sich auf genau diese Idee der logischen Form. Und sie führt eine Einsicht von Leibniz weiter, nach der die Struktur eines komplexen sprachlichen Ausdrucks der Struktur der Sache, die er darstellt, entsprechen muss. Die Elemente und Regeln, die das garantieren, sind das Gerüst einer generellen, logisch verlässlichen formalen Sprache.

Natürlich ist das ein System für den Gebrauch in der Wissenschaft, oder noch richtiger: der Wissenschaftstheorie, das nicht für die Verständigung nach außen, für das allgemeine Interesse taugt – so wenig, wie ein Elektronenmikroskop ein Instrument zum Lesen wäre. Das liegt aber nicht nur an den Symbolen und Formeln, sondern vor allem daran, dass die Prinzipien, auf denen die natürliche Sprache beruht, auch die, in der normalerweise Wissenschaft getrieben wird, eben nicht die der logischen Kalküle sind. Man kann an vielen Beispielen zeigen, dass die Grammatik des Englischen, Japanischen oder Deutschen zwar generellen Bedingungen folgt, die aber nicht insgesamt für Logikkalküle gelten können. Das Problem der Mehrdeutigkeit ist ein typisches Beispiel für solche Unterschiede: Ein einfacher, klarer Satz wie »Sie haben dreimal eine Brücke überquert« kann sich auf drei Brücken oder eine beziehen. Die Sprache, für die wir von Natur aus disponiert sind, funktioniert anders als die Logiksysteme, ihre Regeln sind nicht logisch begründet, auch wenn sie logisch beschreibbar sind.

Nun findet aber ganz offensichtlich nicht nur die alltägliche Verständigung, sondern auch ein großer Teil der

wissenschaftlichen Denk- und Argumentationsprozesse in der natürlichen Sprache statt. Sie kann mithin so untauglich nicht sein. Mit ihrem Bauplan verhält es sich im Vergleich zu den Kalkülen der Logik und der Physik eher wie mit dem Auge im Vergleich zur Lupe und zum Fernglas: Die Linse des Auges ist für jeden einzelnen Zweck suboptimal, aber eine hervorragende Lösung für die Vielzahl verschiedener Aufgaben.

Die Konstruktion der Idealsprache als Kalkül trifft aber noch auf ein ganz anderes Problem, mit dem sich Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* (1945) befasst und mit dem er die späteren Jahre seiner philosophischen Bemühungen verbracht hat. Damit ein Kalkül funktionieren kann, muss er mit den Sachen verbunden werden, die er darstellen soll. Das heißt insbesondere: Die Grundzeichen müssen interpretiert werden. Dass dies für formale Sprachen nicht trivial ist, war nicht erst bei der Begründung der Physik als Problem erkannt worden. Neu ist Wittgensteins radikale Antwort: Wir verstehen Sprachen überhaupt nur im Rahmen von Lebens- und Handlungsformen. Diesen Ansatz hat er mit seinem Modell der Sprachspiele am Beispiel einfacher Situationen deutlich gemacht. Ein Chirurg, der zum Assistenten sagt »Tupfer!«, muss nicht über Definitheit, Referenz und Klassifizierung grübeln – die Situation macht alles klar. Und wann etwas ein Tupfer ist, wird durch Beispiele, Ähnlichkeiten, Unterschiede, also insgesamt durch Erfahrung bestimmt. Von dieser Grundschicht der Klärung kann man dann systematisch zu abstrakteren Sachverhalten fortschreiten. Die Erklärung, was ein Spiel ist, gestaltet sich zum Beispiel erheblich komplizierter, und es bleibt, meint Wittgenstein, grundsätzlich bei »Familienähnlichkeiten« statt scharfer Definitionen. Das ist vollauf genug, wenn die schrittweise Zurückführung auf einfache Bedingungen erhalten bleibt. Die Konsequenzen aus diesem Ansatz sind einschneidend, wenn auch keineswegs exotisch: Alle Klassifikationen und der Umgang mit ihnen ist an die jeweilige Lebenswelt gebunden. Begriffe und die Wörter, die sie repräsentieren, funktionieren verlässlich genau so lange, wie sie in die jeweilige Lebenswelt eingebunden sind, gleichgültig, wie komplex sie ist.

Damit ergeben sich zwei Bereiche (gelegentlich etwas salopp Wittgenstein I und II genannt), auf die sich eine verlässliche Sprache gründet: Erstens die Regeln der Kombinatorik, durch die komplexe Sätze und logische Ableitungen möglich sind. Hier nutzt die natürliche



Sprache etwas andere Grundlagen als ein idealer Logikkalkül, aber doch mit vergleichbarem Ergebnis. Und zweitens die Begriffe und Wörter, auf die die Kombinationsregeln sich beziehen, und hier liegt nach Wittgenstein und der an ihm orientierten Philosophie der Alltagssprache immer der Bezug auf die Lebenswelt als letzte Sicherung zugrunde – wenn das Risiko bloßen Geredes vermieden werden soll.

Es ist nicht so klar, ob dieses Bild über Leibniz hinausgeht oder hinter ihn zurückfällt. Für Leibniz gibt es universale, begriffliche Grundelemente, die den elementaren Substanzen entsprechen. Die Kombinatorik dieser Grundelemente unterliegt nach der Idee der *Characteristica Universalis* in den Begriffen und Wörtern den gleichen Prinzipien wie die Bildung komplexer Ausdrücke. Die Zweiteilung der Grundlagen in Kalkül und Lebenswelt hat da keinen Platz, denn für Leibniz kann sich die Lebenswelt nur den Grundsubstanzen verdanken, die als einfache und als komplexe den gleichen Verbindungsmöglichkeiten unterliegen. Der Kalkül fängt also schon in den Grundzeichen an.

Quer zu all diesen Konstruktionen und Überlegungen steht für Leibniz übrigens die engagierte Beschäftigung mit der Alltagssprache, sein Vorstoß, Deutsch als Sprache der Philosophie möglich zu machen. Die Spannung zwischen Kalkül und natürlicher Sprache hat er ungelöst gelassen; bemüht hat er sich um beide, wenngleich mit sehr verschiedener Intention. Das Problem treibt die Sprachphilosophie um bis heute.

Die Einheit der Sprache: unverzichtbar, aber nicht zu erreichen

Logik, Linguistik, Sprachphilosophie und Sprachpolitik kommen leicht miteinander und mit Leibniz überein, dass nicht nur Klarheit, sondern auch Einheit der Sprache für Verständigung und Einsicht nötig sind. Die Überlegungen zur Begründung gehen freilich sehr verschiedene Wege. Entsprechend verschieden ist die Vorstellung über allfällige Reparaturmaßnahmen.

Wenn die notwendige Verankerung des Begriffshaushalts in der Lebenswelt richtig ist – und Wissenschaften sind unter diesem Blickwinkel auch jeweils spezielle Lebenswelten –, dann gelingt die Verständigung nur so weit, wie die Teilnahme an diesen Lebensumständen wirklich gewollt und versucht wird. Eine Sprachgemeinschaft ist so gesehen nicht ohne weiteres das Gleiche wie eine Kul-

turgemeinschaft, da nämlich die Wörter durchaus unterschiedlichen Sprachspielen zugeordnet werden können. Wo Leibniz und Tarski auf schärfere Analyse drängen würden, wenn es hapert mit der Verständigung, würde Wittgenstein sagen müssen: »du musst dein Leben ändern«. Verständigung verlangt, so gesehen, tatsächlich Arbeit an der Lebenswelt.

Denn es kann ja sein, dass, anders als Wittgenstein noch im *Tractatus* meinte, die Grenzen meiner Sprache gar nicht die Grenzen meiner Welt sind, daß meine Welt in Wahrheit viel enger begrenzt ist als das, worüber ich reden kann. Dabei geht es gar nicht um exotische Randerscheinungen, sondern eher um alltägliche Normalität. Über Quarks und Strings oder Mutatorgene kann heute fast jeder reden. Gehören sie auch zu jedermanns Welt? Oder viel alltäglicher: Wer hat Recht in folgendem Dialog: »Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich mich fühle!« »Doch, kann ich.« Und wie könnte man das beweisen? Die Vor-Urteile, die dabei zum Vorschein kommen, machen dann die Differenz zwischen Reden und Verstehen aus.

Verständigung wäre damit meist nur eine mehr oder weniger gute Annäherung. Das ernst zu nehmen muss kein Schaden sein.